



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dannehl, G.: Briefe aus Belgien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aufregendsten Momenten der Vorstellung Blicke nach den Zuschauern wirft, als ob er Bewunderung suchte. Daß er im Kampfe innehält, wenn ihm Blumensträuße zugeworfen werden, ist ebenfalls schlechter Geschmack. . . . Wir hoffen, unser junger Freund wird diese Bemerkungen gut aufnehmen: denn wir denken dabei lediglich an sein Bestes. Alle, welche uns kennen, wissen ja, daß wir, obwohl wir zu Zeiten streng gegen Tiger und Märtyrer sind, niemals absichtlich Gladiatoren beleidigen.

Das Wunderkind leistete Wunderdinge. Es überwand seine vier jungen Tiger mit Leichtigkeit und keiner andern Verletzung als dem Verlust eines Theils seiner Kopfhaut. Die allgemeine Abschlachtang wurde mit einer Treue in den Einzelheiten dargestellt, welche den todten Theilnehmern daran die höchste Ehre macht.

Im Ganzen gereichten die Vorstellungen des letzten Abends nicht nur der Direktion, sondern auch der Stadt, welche diese gesunden und lehrreichen Unterhaltungen unterstützt und ermuntert, zum Ruhme. Wir möchten nur andeuten, daß das Treiben ungezogener Jungen auf der Galerie, welche die Tiger durch Blasrohre mit Erbsen und Papierkugeln beschießen, *Hui, Hui!* rufen und ihren Beifall oder ihr Mißfallen durch Bemerkungen wie: *Hurrah, Löwe! oder: Drauf, drauf, Gladiatorchen! — Hausknecht von einem Kerl! — Rede halten! — Mal um die Ecke spazieren! u. d. zu erkennen geben, in Gegenwart des Kaisers äußerst tadelnswerth ist und von der Polizei verhindert werden sollte. . . .*

Heute Nachmittag ist eine *Matinée* für unsere Kinderchen zugesagt, bei welcher Gelegenheit verschiedene Märtyrer von Tigern verspeist werden. Die regelmäßigen Vorstellungen sollen bis auf weitere Mittheilung jeden Abend ihren Fortgang haben. Alle Abende Wechsel des Programms. Benefiz für *Galerian* Dienstag, den 29., wenn er noch am Leben ist."

Briefe aus Belgien.

Brüssel, im Juli.

Seit fast drei Wochen durchstreife ich Belgien, und mein Interesse wächst, je mehr ich mit den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt werde. Fast keins unserer Nachbarländer ist so wenig bekannt bei uns als dieses. Von den Touristenströmen, welche sich alljährlich nach allen Richtungen über unsere Grenzen ergießen, nehmen die wenigsten ihren Lauf nach Belgien, oder sie brausen mit Windeseile durch das Land, um Frankreich oder England

oder die Seebäder Ostende und Blankenberghe zu erreichen, welche vielfach von Deutschen frequentirt werden. Und doch bieten nicht nur die uralten Städte mit ihren herrlichen Kathedralen, Rathhäusern und Kaufhallen, mit ihren malerischen Giebelhäusern, sondern auch die frischgrünen üppigen Niederungen, in denen sie liegen, genug des Schönen und Bemerkenswerthen. Vielleicht ist ein Vorurtheil, welches ich oft daheim habe laut werden hören, schuld daran, daß Belgien so wenig bereist wird. Man glaubt allgemein, daß die Belgier nur wenig sympathisch sind, und daß man deshalb einer unfreundlichen Behandlung ausgesetzt ist u. s. w. Der Notenwechsel, welcher vor Kurzem zwischen Berlin und Brüssel stattgefunden hat, dürfte diese Ansicht in Deutschland noch mehr befestigt haben. Man darf aber nicht vergessen, daß Belgien ein zweisprachiges Land ist. Nur der meist gebirgige Süden ist von französisch sprechenden Wallonen bewohnt, das Tiefland im Norden und Westen, der überwiegend größere Theil gehört dem großen niederdeutschen Sprachgebiet an. Der ganze Typus seiner Bewohner, der Blamen ist ein unverfälscht germanischer geblieben, der Gesamteindruck, den diese Gegenden auf mich gemacht haben, ist ein derartiger, daß ich kaum empfand im Auslande zu sein. Obgleich Flandern schon so lange vom Reich getrennt ist, hat sich das gesammte Leben und auch die Sprache wenig von dem des platten Nordens unseres Vaterlandes verschieden gestaltet. Zwar liest man in den größeren Städten wie Antwerpen, Gent, Mecheln und Brügge viel französische Firmen, und die höheren Stände bedienen sich meist dieser Sprache neben dem Flämischen, welches von dem Landvolk und den Kleinbürgern ausschließlich gesprochen wird. Brüssel selbst ist eine überwiegend französische Stadt, eine französische Sprachinsel im flämischen Gebiet. Die ungefähre Grenze der beiden Stämme läuft 3—4 Meilen südlich von Brüssel fast parallel mit dem 51. Breitenkreise. Unbegreiflich aber ist es, wie der $\frac{3}{5}$ der Gesamtbevölkerung ausmachende germanische Stamm, der noch dazu unstreitig der begabtere, in Kunst, Bodencultur und Handel leistungsfähigere ist, sich so von den Wallonen hat politisch unterdrücken lassen können. Das Factum aber ist unbestreitbar. Eine seit etwa zwanzig Jahren bestehende, in den letzten Jahren, namentlich seit der Entstehung des neuen deutschen Reiches sichtlich erstarkende Partei, nämlich die der flämischen Bewegung kämpft mit aller Kraft gegen die Verwälschung an. Ohne irgendwie des belgischen Patriotismus zu ermangeln, richten die Anhänger dieser Partei ihre Blicke zu uns hinüber, von denen sie eine moralische Unterstützung hoffen und erwarten, und unsere Presse, welche bisher so wenig Nottiz von dieser eminent deutschfreundlichen Bewegung genommen hat, darf sich für verpflichtet halten eine alte Schuld an die Stammesgenossen in Belgien abzu zahlen. Da bis jetzt bei uns so wenig von den Parteiverhältnissen Belgiens

die Rede gewesen ist, namentlich seitdem der Gegensatz des Liberalismus und Ultramontanismus alle anderen Gegensätze als secundär erscheinen läßt, so muß ich etwas weit ausholen, um darzulegen, wie das gegenwärtige Nationalitätsverhältniß entstanden ist.

Als sich 1830 Belgien durch die Revolution von Holland losriß, wurde den flandrischen Provinzen durch das Staatsgrundgesetz die volle Gleichberechtigung mit den wallonischen zugesichert. Da es aber damals den Vlamen an Kapacitäten fehlte, welche geeignet gewesen wären, diese verbrieften Rechte in der Praxis der Verwaltung und den Kammern aufrecht zu erhalten, so blieben sie leere Worte auf dem Papier. Man hätte glauben sollen, daß der deutsche Prinz, welcher auf den belgischen Thron berufen wurde, von dem Bestreben beseelt gewesen wäre, sich der echt germanischen Bevölkerung gegen die Unterdrückungen Seitens der Wallonen anzunehmen, zumal da er sonst ein edel denkender Mann war. Allein in Deutschland selbst war trotz der Größe der letzten Vergangenheit das Nationalgefühl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer gesunken. Eine miserable Reaction erstickte durch eine inquisitionartige Verfolgung jede deutsch nationale Regung, jedes Hoffen und Streben nach deutscher Einheit. Wie hätte ein in solcher Atmosphäre aufgewachsener Prinz ein Herz für nationale Interessen mitbringen sollen. Und selbst wenn Leopold I. gesonnen gewesen wäre, das nationale Gefühl der Vlamen zu respectiren und zu schützen: die Wallonen waren im Besitz einer bei weitem überlegeneren politischen Taktik und wußten sich in Verwaltung und Kammer gleich von vorn herein eine solche Majorität zu verschaffen, daß bei dem stark ausgeprägten Constitutionalismus des neuen Staates der Hof wohl mit ihnen gehen mußte. Seit mehreren Jahrhunderten hatten die Wallonen an jeder Regung und an jedem Fortschritt des französischen Geisteslebens participirt, und auf literarischem und publicistischem Gebiete besteht seit lange keine Grenze mehr zwischen beiden Ländern. Zwar haben die Wallonen darüber den letzten Rest ihrer nationalen Eigenartigkeit eingebüßt, aber es konnte nicht unterbleiben, daß sie dadurch wesentlich an politischer Reife gewannen und sich eine tactische Ueberlegenheit bei den Wahlen und in der Publicistik aneigneten, welche ihnen die völlige Hegemonie über die Vlamingen, fast könnte man sagen ein geistiges Spartiatenthum über die germanischen Periöken und Heloten sicherte. So wurde, so blieb das Französische ganz unberechtigt die eigentliche Landessprache. Allerdings war sie geeigneter und bequemer für den officiellen Gebrauch, als die literarisch weniger ausgebildete, an technischen Bezeichnungen ärmere vlamische Sprache. Die gebildeten Stände der Vlamen bedienen sich beider Sprachen mit derselben Leichtigkeit, während natürlich die Wallonen das vlamische ungleich schwerer lernen. Aber hatte man deshalb die Berechtigung, eine französische Fremdherrschaft in allen Zweigen der

Regierung, im Erziehungswesen, vor allem in der Rechtspflege, ja sogar in den Communalverwaltungen der alten flandrischen Städte durchzusetzen und auszuüben, welche in früheren Jahrhunderten ihre Nationalität mit so viel Entschlossenheit und Zähigkeit in blutigen Kämpfen gegen Spanier und Franzosen vertheidigt hatten?

Wir haben im 17. und 18. Jahrhundert an uns selbst genugsam erfahren, welch einen bestrickenden Einfluß die französische Literatur und französische Wesen auszuüben im Stande sind. Wir haben uns siegreich losgerungen, aber es bedurfte eines gewaltigen geistigen Aufschwunges wie wir ihn in der zweiten Blütheperiode unserer Nationalliteratur haben erstehen sehen. Die Geistesthaten eines Lessing mußten erst das literarische, die Siege des großen Friedrich das militärische Prestige Frankreichs beseitigen und den doppelten Zauber lösen, der uns gefangen hielt. Kann man sich wundern, daß der französisch-wallonische Einfluß auf das flamische Gebiet so groß geworden und geblieben ist, ist es nicht erklärlich, daß so viele selbst gebildete Flamen ihrem Stamme den Rücken gewendet haben und ganz in das französische Lager übergegangen sind? Unstreitig haben hierbei noch andere mächtige Impulse mitgewirkt, vor Allem die ganz ultramontane Gesinnung des flamischen Landvolkes, welche aber keineswegs von allen Angehörigen des Stammes getheilt wird. Die Partei der flamischen Bewegung, welche ich im Folgenden noch genauer skizziren werde, ist durchaus liberal und in jeder Beziehung deutschfreundlich gesinnt. Aber die sprachliche Sonderstellung der Flamen hat ebenfalls viel an den gegenwärtigen Zuständen schuld. In Folge seiner eigenartigen Fortentwicklung von der Schriftsprache unseres Volkes und selbst mehr und mehr von dem so nahe verwandten holländischen Idiom getrennt, konnte das Flamische in seiner Isolirtheit unmöglich der auf geistigem Gebiete mit Frankreich völlig verwachsenen und gleichmäßig mit demselben fortgeschrittenen Literatur und Publicistik der Wallonen die Wage halten. Eine ganz verkehrte Ansicht aber und ein Unrecht zugleich wäre es, wenn man glauben wollte, der wallonische Stamm sei deshalb dem Flamischen geistig überlegen, wie natürlich die Wallonen steif und fest glauben und nie verfehlen zu betonen, schon um die vermeintliche Berechtigung ihrer administrativen Uebergriffe zu beweisen. „Nennen Sie mir ein hervorragendes wissenschaftliches Werk, das in flamischer Sprache geschrieben wäre,“ sagte mir vor einigen Tagen ein wallonischer Jurist, als wir über diese Punkte disputirten. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß doch meines Wissens eine ziemliche Anzahl nicht ganz unbedeutender wissenschaftlicher Werke in flamischer Sprache entstanden seien, nicht ohne nebenher anzudeuten, daß er bei seinem öfter betonten belgischen Gesamtpatriotismus das eigentlich besser wissen müsse, als ein Ausländer, und daß seine Frage immerhin ein wenig sophistisch sei.

Die Sprache, in der ein Werk abgefaßt ist, braucht doch nicht das wichtigste unterscheidende Merkmal für den Autor sein. Ein großer Theil der schreibenden Gelehrten, trotzdem daß sie sich der französischen Sprache bedienen haben, sind in ihrer ganzen Denkweise, in der Tiefe ihrer Ideen, in der sorgsam quellenmäßigen Forschung, in ihrer gediegenen Gründlichkeit echte Germanen, aber sie waren in der traurigen Lage nicht in ihrer eigenen Muttersprache schreiben zu können, weil der Leserkreis für Schriften in derselben zu klein gewesen wäre und weil sie ihre wissenschaftliche Ausbildung auf den höheren Schulen in französischer Sprache bekommen haben. Aber macht das französische Gewand einer Schrift den Autor schon ganz zum Franzosen? Sind etwa Friedrich der Große, Humboldt, Schlegel und viele Andere, weil sie ein gutes Französisch zu schreiben verstanden, deshalb keine deutschen Männer mehr? Oder ist das nicht auch deutscher Geist und deutsche Forschung, was sich vor der Zeit des Thomastus und Wolff in lateinisch geschriebenen Werken deutscher Gelehrten niedergelegt findet? Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine Bibliographie der Werke flamischer Gelehrten aller Facultäten zu geben, welche in ihrer Muttersprache oder in der französischen ihre Gelehrsamkeit niedergelegt haben. Die flamischen Zeitschriften, welche jetzt so muthvoll gegen das Franzosenthum ihrer wallonischen Landsleute ankämpfen, mögen hierzu mehr Beruf haben als ich, aber soviel ist mir doch klar geworden und ich kann es als meine Ueberzeugung aussprechen, daß die Flamen auch auf wissenschaftlichem Gebiet thätigen und erfolgreichen Antheil an der Entwicklung des geistigen Lebens in Belgien genommen und daß Ihrige zu der Größe ihres Vaterlandes beigetragen haben. Ganz anders aber neigt sich die Wage zu Gunsten des germanischen Stammes, wenn man ihre Leistungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur und der Künste mit denen der Wallonen vergleicht. Hier haben die Flamen in ganz eclatanter Weise dominirt, und in einigen Kunstzweigen kann der kleine Stamm vielleicht auch heute noch mit jedem Kulturvolke den Wettstreit wagen. In meiner nächsten Correspondenz will ich zum Beweise dessen erzählen, was ich in den Kirchen und Rathhäusern, in Museen und Privatgallerieen wie in den Ateliers der Maler, Bildhauer und Kupferstecher von Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge u. s. w. Bemerkenswerthes und Schönes gesehen habe. Vielleicht tragen diese Blätter dazu bei, das Interesse für einen Zweig unserer germanischen Völkerfamilie zu erwecken, der treue Kämpfer für deutsche Art und Kunst unter seinen hervorragenden Männern zählt.

Dr. G. Dannehl.